

# In fremder Erde

Autor(en): **Hofmann, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 8

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636211>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## In fremder Erde

An meinen Bruder.

Voll Hoffnung hast du einst verlassen  
Des Heimatdörfleins traute Gassen,  
Den blauen See, die dunklen Wälder,  
Das Bergland und die Blumenfelder.

Das Glück, das still mit dir gezogen,  
Verflog und blieb dir nicht gewogen.  
Du hast gekämpft und hast gestritten  
Und in der Ferne oft gelitten.

Das Schicksal hast du stumm ertragen  
In deines Lebens dunklen Tagen;  
Nun hast du deine Ruh' gefunden  
Und bist von allem Leid entbunden.

Im fernen Land, in fremder Erde,  
Da schläfst du nun, und vielleicht werde  
Ich nie an deinem Grabe stehen  
Und nie dein Ruheplätzchen sehen.

Hermann Hofmann.

Die drei Wartestühle waren besetzt. Aber einer ihrer Inhaber erhob sich sogleich, um dem Neuankömmling Platz zu machen.

Jakob Schmid, der Vater, sprang mit eifriger Freude hinzu, bot Zumbrunnen eine Zeitung und versicherte mit der Höflichkeit, wie sie den Figaros aller Jahrhunderte nachgerühmt wird, „es gehe nicht lang“.

„Ich kann warten“, gab Zumbrunnen kurz zurück, ohne sich an die ihm angebotene Lektüre zu machen. Die Tatsache, daß die Volkstümlichkeit, die ihm der heutige Tag neu beschert hatte, ihm auch in den Tagen gefolgt war, belustigte ihn und stachelte abermals ein wenig seine Eitelkeit an. Indessen schaute er, die Ellbogen auf die Knie gestemmt, mit vorgeneigtem Körper dem Friseurgeschäft zu.

Jakob Schmid brachte sogleich und eifrig das Gespräch auf seinen Schützen Erfolg und die Rede des Landammanns, der ebenso wahr als schön und eigentlich jedem Urner aus dem Herzen gesprochen habe.

Zumbrunnen, ein leises Rot des Unbehagens im dunkeln Gesicht, lehnte allzuviel Schmeichelei mit den Worten ab: „Heute bin ich es. Ein anderes Jahr wird es ein anderer sein.“

Aber ein älterer Bürger, der bisher schweigend neben ihm gesessen, tat den guten Auspruch, die heutige Anerkennung habe nicht nur dem Schützenkönig, sondern dem Menschen Zumbrunnen gegolten, und das sei ein Ruhm, auf den jeder stolz sein dürfe.

Eine kleine Stille verriet den Eindruck dieser Worte. Zumbrunnen wußte nicht recht, wo er gerade hinschauen sollte, und geriet mit den Augen in die großen dunkeln der Anna, die von ihrer ungewöhnlichen Teilnahme weit waren. Eine Sekunde stuchte er vor dem seltsamen Gegensatz dieser Augen und des hellen Haares und weidete sich unwillkürlich an der anmutvollen Biegsamkeit, mit der das junge Mädchen sich bewegte. Er sah in seinem Bergeigen wenig Frauen und ergökte sich an diesem, in seinen Außerselbstheiten seltenen Menschengewächslein.

Gleich darauf streifte der weiche weiße Arm des Mädchens seine haarbewachsene Hand. Da lief ihm ein leiser Schauer über den Rücken und, sich selbst nicht begreifend, räusperte er sich, als sei ihm etwas vor den Atem gekommen.

Anna war neben ihn getreten und hatte die Bürste ergriffen, die über seinem Kopf an der Wand hing. Ohne zu beachten, daß sie ihm so nahe gekommen, machte sie sich mit Abbürsten des Kunden zu schaffen, den sie eben aus ihrer Bedienung entließ. Bald nachher saß Zumbrunnen an dessen Stelle. Er hatte seine Fassung vollständig zurückgewonnen und belächelte sich selbst, indem er sagte, andere Leute ließen sich beim Friseur verschönern bevor sie zum Feste gingen, er aber habe vorher nicht Zeit gefunden, wolle aber nicht in seine Einsamkeit heimkehren, ohne sich noch haben zurecht machen lassen.

Anna ließ ihn in den weißen Schutzmantel schlüpfen.

Bisher hatte er mehr zu und mit ihrem Vater gesprochen. Nun fragte sie ihn, wie stark Haar und Bart geschnitten werden sollten.

„Nicht zuviel“, gab er ihr mit seiner angenehmen ruhigen Stimme, die ihr sonderlich wohl ins Ohr klang, Bescheid. Es gebe ja heutzutage nicht mehr so viele „Bärter“ im Land wie früher, er aber wolle kein Neumodiger sein, freilich auch nicht ein ganz Wilder, und verlasse sich daher auf ihr Augenmaß und wie sie meine, daß es ihm am besten stehe.

Sein ganzes Wesen erschien Anna von einer schönen Selbstsicherheit erfüllt. Man merkte ihm an, daß der jetzt Einsame früher an den Schützenfesten viel unter die Leute gekommen war. Noch ganz unter dem Eindruck der Ehrungen, die ihm widerfahren, und nun auch von seiner Persönlichkeit eingenommen, begann sie ihre Arbeit mit einem Gefühl, das an Ehrfurcht streifte. Annas Gedanken hatten inzwischen Muße, ihre Sprünge zu machen. Sie wunderte sich über die Fülle des Haares, in das sie Kamm und Schere schob. Wenige Männer dieses Alters besaßen einen noch so wenig gelichteten Scheitel. Fünfzig Jahre sollte der Schützenkönig Zumbrunnen zählen, hatte die Freundin Esther gesagt! Aber sein Haar war noch schwarz; ein Fund fast der einzelne Silberfaden, den sie im Bart entdeckte. Die Hand, die ihm auf dem Oberschenkel ruhte, trat braun und leicht runzelig aus dem weißen Ärmel ihres Ueberwurfs. Aber die starken Fingernägel waren nicht ganz so ungepflegt wie bei anderen Landwirten. Das schien ihr eine gute Ergänzung zu dem Bilde eines ordentlichen, etwas auf sich gebenden Menschen. Sie verwendete besondere Sorgfalt auf ihr Werk. Zuweilen streifte ihre Hand seine Wange. Zuweilen begegneten sich ihre Augen jetzt im Spiegel. Das waren ganz flüchtige Geschehnisse, die sich der Anna während ihres Arbeitstages oft wiederholten, ohne daß sie darauf groß geachtet hätte. Hier aber verfesten sie sie in eine angenehme Befangenheit, die sie zuletzt wünschen ließ, durch ein Gespräch wieder ins Gleichgewicht zurückzukommen. Sie begann es mit der Bemerkung: „Man sieht Euch nicht häufig in der Stadt, Herr Zumbrunnen.“

Dieser antwortete, er sei eben nicht mehr so beweglich als früher. Und zudem habe er daheim Arbeit übergenug. Auch sei es ja schön auf Arni wie nirgends sonst. Was solle er da draußen und drunten suchen?

Freilich habe sie gehört, wie schön es da oben sei, antwortete ihm Anna. Sie hätte wohl Lust, auch einmal da hinaufzuklettern.

Das solle sie nur tun, ermunterte Zumbrunnen. Wenn sie ihm dann etwa guten Tag sagen wolle, solle es ihr an einem Glase Wein oder Most nicht fehlen. Auch Milch sei bei ihm zu haben, die die Frauen ja mehr schätzen als anderes Getränk.

„Sagt das nicht zu laut, Herr Zumbrunnen“, neckte Anna, die jetzt ihre Ungezwungenheit wieder fand. „Ich könnte sonst noch mit einem Besuche Ernst machen.“

„Was ich sage, ist gesagt“, antwortete ihr der andere mit seiner gelassenen Freundlichkeit.

Fortsetzung folgt.